

(Nachdruck verboten.)

27]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Er war im Buchhalterkursus gewesen und kam nach Hause, um zu essen; Ellen und Svend Trost waren in der Stadt, aber sie hatte ihm Essen warm gestellt. Er aß der Einfachheit halber in der Küche, saß auf dem Küchentisch und las dabei ein Buch über Buchführung.

Drinnen in der Stube saß Lasse Frederik und lernte seine Schulaufgaben, beide Hände vor den Ohren, um die Welt gründlich ausschließen zu können. Aber das war nicht so leicht, denn Schwester hatte einen losen Zahn, und ihn juckten die Finger danach, damit in Verührung zu kommen. Jeden Augenblick unterbrach er seine Studien und versprach ihr irgend etwas, wenn er ihn ausziehen dürfe; seine Beine unter dem Tisch waren keinen Augenblick in Ruhe; er war ganz krank. Aber die Kleine antwortete fortwährend: „Nein, Vater soll!“

Da gab er es auf, ehrlich zu Werke zu gehen und suchte es von hinten herum zu erreichen. Und endlich gelang es ihm, sie soweit zu überlisten, daß sie ihn einen Faden um den Zahn binden und am Lürdrücker befestigen ließ. „So, nun wird der Faden nur durchgebrannt“, sagte er und zündete einen Dichtstummel an, „sonst kann Vater den Zahn nie rauskriegen. Das löst gewaltig!“ Er redete bunt durcheinander über alles mögliche, um die Aufmerksamkeit abzulenken, ganz wie ein Taschenspieler, und hielt ihr dann plötzlich das Licht dicht vor die Nase, so daß sie schleunigst den den Kopf zurückziehen mußte. „Sieh, hier ist der Zahn!“ rief er triumphierend und zeigte ihn der Schwester. Aber die brüllte aus vollem Halse.

Pelle saß da und hörte das Ganze, aß aber ruhig weiter, sie mußten sich selbst miteinander abfinden. Nach einer Weile war Lasse Frederik bemüht, seine Tat wieder gut zu machen, er redete Anna zu und gab ihr Spielzeug, um sie wieder in gute Laune zu versetzen. Als Pelle hereinkam, lagen sie auf dem Bauch, den Kopf unterm Bett. Sie hatten den Zahn ganz hinten an die Wand geworfen und riefen im Chor:

„Maus, Maus!
Schenk mir einen goldnen Zahn
für meinen Knochenzahn!“

„Was willst Du nu, Vater?“ fragte die Kleine und kam auf ihn zu.

„Ja, Pelle wollte dies und jenes.“

„Du hast immer so viel zu tun“, sagte sie verdrießlich.

„Bleibt das Dein ganzes Leben so bei?“

Das gab Pelle einen Stich durchs Herz. „Nein, ich hab' nicht so viel zu tun“, sagte er hastig, „ich kann gut ein bißchen bei Euch bleiben. Nun, was wollen wir denn jetzt anfangen?“

Die kleine Anna holte ihre große Flickenpuppe hervor und fing an, Stühle zusammenzustellen.

„Nein, das ist nichts“, sagte Lasse Frederik. „Erzähl lieber von damals, als Du Kühe hütetest, Vater, und von dem großen bösen Stier!“

Und dann erzählte Pelle bunt durcheinander von seiner Kindheit, von dem Stier und von Vater Lasse, von dem großen Bauer auf Steengården und von Oheim Kalle mit den dreizehn Kindern und dem fröhlichen Sinn. Das große Gut, das Landleben, der Steinbruch und das Meer — das war wie ein Märchenbuch für die beiden Kinder, die auf dem Straßpflaster groß geworden waren; der Kampf des kleinen Pelle mit dem großen Ochsen um die Oberhoheit, seine wunderbare Eroberung der fünfundsünfzig Vere — eins war immer noch spannender als das andere. Und am spannendsten von allem war doch die Erzählung von dem Hünen Erik, der zum Idioten geschlagen wurde. „Ja, das war damals“, sagte Pelle und nickte. „Jetzt geht das nicht mehr so.“

„Wieviel Du doch erlebt hast“, sagte Ellen, die während des nach Hause gekommen war und dasaß und stridte. „Es ist beinahe nicht zu verstehen, wie Du damit fertig geworden bist, so klein wie Du warst. Wie gern hätt' ich Dich sehen mögen!“

„Vater, der ist groß!“ rief Schwester anerkennend aus. Aber Lasse Frederik war etwas mehr zurückhaltend. Es war so langweilig, immer stillschweigen zu müssen, und er hätte so gern Platz für eine Zwischenbemerkung über seine eigenen Heldentaten gehabt. „Weißt Du was? Da hält ein großes Fuder Korn unten im Torweg beim Fuhrmann“, sagte er, um zu beweisen, daß er auch das Landleben kannte. „Das ist kein Korn“, sagte Pelle, „das ist Heu — Kleehen.“ „Kennst Du denn nicht mal Korn?“

„Wir nennen es aber Korn!“ sagte der Junge selbstbewußt. „Und es ist ja auch Korn, denn das sind solche Büschel an den Enden.“

„Aehren, meinst Du! Aber die sind auch an dem groben Gras, und das Korn stammt übrigens von dem Gras her. Bist Du nie ordentlich auf dem Lande gewesen?“

„Nein. Wir wollten ja 'ne ganze Woche auf's Land. Aber da kam das Pech mit Mutters Arbeit. — Aber im Tiergarten bin ich gewesen.“

Auf einmal wurde es Pelle klar, wieviel den Kindern entging, daß sie ihr Leben hier drinnen auf dem Straßpflaster verbringen mußten. „Ob wir nicht daran denken sollten, vor die Stadt hinauszuziehen“, sagte er am Abend, als er und Ellen allein waren.

„Wenn Du es meinst“, erwiderte Ellen. Sie selbst hatte kein Verlangen, aufs Land hinaus zu kommen, sie hegte eine instinktmäßige Angst davor als Aufenthaltsort. Das mit den Kindern begriff sie auch nicht; da waren doch so viele Kinder, die vorzüglich hier drinnen gediehen, und daß sie dumme Bauern werden sollten, wollte er doch wohl nicht. Aber wenn er es meinte, war es wohl das Rechte, er pflegte ja recht zu haben.

Dann war es aber wirklich an der Zeit, daß sie kündigten, es war nur noch ein guter Monat bis zum Aprilumzugstag.

Des Sonntags packten sie den Kinderwagenspeicher und machten Ausflüge in die Umgegend der Stadt, so wie in alten Zeiten, als Lasse Frederik der einzige war und in seinem Fuhrwerk saß wie ein kleiner Thronfolger. Jetzt half er tüchtig den Wagen schieben, in dem Svend Trost saß und sich breit machte; wenn Schwester müde war, wurde sie mit herabhängenden Beinen auf dem Schutleder angebracht. Sie suchten jedesmal eine andere Gegend auf und kamen an Orte, die nicht einmal Lasse Frederik kannte. Dicht hinter der hohen Rückseite der Stadt konnten trauliche, alte Obstgärten verborgen liegen mit einem niedrigen, strohgedeckten Gebäude mitten darin, das offenbar einstmal das Wohnhaus auf einem Bauernhof gewesen war. Man plumpste zufällig mitten da hinein aus irgendeinem Seitenwege und entdeckte, daß die Stadt im Begriff war, auch außerhalb des kleinen Idylls Kasernen zu bauen und es einzusperrern. Wenn Sonnenschein war, ließen sie sich auf einen Erdwall nieder und aßen; Pelle und Lasse Frederik metzeiferten, Kraftkunststücke in dem welken Grase zu machen, und Ellen suchte nach Winterzweigen, um ihr Heim damit zu schmücken.

Auf einem der Ausflüge kamen sie über eine sumpfige Strecke, wo Weidengestrüpp wuchs, dahinter erhob sich das Aderland. Sie folgten den Feldwegen aufs Geratewohl und kamen an ein unbewohntes, etwas verfallenes Haus, das mitten auf dem ansteigenden Land lag mit einer Aussicht über Kopenhagen. Es war von einem großen, zugewachsenen Garten umgeben. Auf einem alten, morschen Brett stand: Zu vermieten! Aber an wen man sich zu wenden hatte, stand da nicht.

„Genau so ein Haus wünschst Du Dir ja“, sagte Ellen. Pelle war stehen geblieben.

„Es könnte mich interessieren, es innen zu sehen“, sagte er. „Den Schlüssel kriegt man sicher dort oben im Gehöft.“

Lasse Frederik lief nach dem alten Bauernhof, der ein wenig mehr landeinwärts auf dem Gipfel eines Hügel lag, um zu fragen. Nach einer Weile kam er in Begleitung des Hofbesizers selbst zurück. Es war ein bleicher, übernachtiger junger Mann, der einen aufrecht stehenden Kragen trug und eine Zigarre rauchte.

Das Haus gehörte zum Hügelhof und war als Altenteilerwohnung für die Eltern des jetzigen Besitzers gebaut. Die alten Leute hatten den putzigen Einfall gehabt, es

„Morgensdämmerung“ zu nennen, der Name stand mit großen Buchstaben am östlichen Siebel gemalt. Das Haus hatte leer gestanden, seit sie vor einigen Jahren gestorben waren und sah wunderbarlich entseelt aus. Die Fenster-scheiben waren eingeschlagen und glühen gebrochenen Augen, die Fußböden waren ganz mit Schmutz überwuchert.

„Nein, das mag ich nicht,“ sagte Ellen.

Aber Belle zeigte ihr, daß das Haus gut genug war, Türen und Fenster schlossen fest, das Ganze bedurfte nur einer gründlichen Ausbesserung. Da waren vier Zimmer und eine Küche im Erdgeschoß und einige Zimmer oben, von denen das eine ein großes Mansardenzimmer nach Süden war. Der Garten war eine Tonne Land groß, und unten auf dem Hofe lag ein Schuppen, der für Stühner und Kaninchen eingerichtet war. Die Miete betrug vierhundert Kronen.

Belle und Lasse Frederik waren voll Eifer, sie trabten wieder und wieder durch das ganze Haus, und machten die wunderbarlichsten Entdeckungen. Aber als Belle den Preis hörte, wurde er ernüchtert. „Dann können wir das Ganze nur gleich aufgeben,“ sagte er.

Ellen antwortete nicht darauf, aber auf dem Heimwege rechnete sie im stillen nach. Sie konnte ihm ansehen, wie enttäuscht er war. „Das wären den Monat fünfzehn Kronen mehr, als wir jetzt geben,“ sagte sie plötzlich. „Aber wenn nun der Garten einen Ertrag liefern könnte, und wir Stühner hielten: vielleicht könnten wir auch die oberen Zimmer möbliert vermieten.“

Belle sah sie dankbar an. „Ich will mich verpflichten, mehrere hundert Kronen aus dem Garten herauszubringen,“ sagte er.

Ellen war bange, daß sich Gefindel da draußen herumtrieb und daß deswegen das Haus nicht vermietet werden konnte.

„Denen geben wir bloß eine ans Maul, daß sie den Hügel hinunterkollern,“ sagte Lasse Frederik selt. „Oder auch, wir bitten bloß Königin Therese, daß sie ihnen sagt, sie sollten sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, vor der haben sie Respekt.“

Sie waren gehörig müde, als sie nach Hause kamen, es war doch ein gutes Stück Weg hinaus. „Es ist weit ab von allem, Du müßtest sehen, daß Du ein gebrauchtes Rad bekommst,“ sagte Ellen. Belle hörte plötzlich aus dem Klang ihrer Stimme heraus, daß sie selbst sich da draußen einsam fühlen würde.

„Es wird wohl am besten sein, wenn wir uns die Geschichte aus dem Kopf schlagen und sehen, daß wir hier drinnen eine Dreizimmerwohnung finden,“ sagte er. „Das andere ist doch unpraktisch.“

Als er am Abend des nächsten Tages von der Werkstatt nach Hause kam, hatte Ellen eine Ueberraschung für ihn. „Ich bin da draußen gewesen und habe das Haus gemietet,“ sagte sie. „Es ist doch gar nicht so weit bis zur Straßenbahn, und im ersten Jahr kriegen wir es für dreihundert Kronen. Der Mann hat versprochen, das Ganze bis zum Umzugstag gut instand zu setzen. Freust Du Dich nun nicht?“

„Ja, wenn Du Dich da nur zurechtfinden kannst,“ sagte Belle und schloß sie in seine Arme.

(Fortsetzung folgt.)

4]

Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

In einer kleinen Stadt, unweit der großen am Main, war der Zweiundzwanzigjährige zum ersten Male Redakteur; mit Schere und Kleinstertopf in der Seherstube des Herborner Tageblattes. Ohne Verantwortung pfliff er den Spottvogel unterm Strich, trug Papiertragen, ein Hemd von Februar bis April und einen Revolver, weil die Herborner Wuben ihn verprügeln wollten. Er kam geradenwegs aus der Mutter Schoß und war ein losgelassener grüner Junge, konnte das Bier nicht vertragen, trank viel Schnaps und zog zur Nacht vor das Haus einer Jungen, Feinen, in die er sich verbißten hatte. Dann rief eine romantische Weisung zum Schwarzwald, wo man verantwortlich zeichnen und ein großer Politiker sein durfte, mit fünfundsiebenzig Mark Gehalt und Wahlreisepesen aus eigener Tasche.

In Frankfurt ist großer Aufenthalt und man hält Gedekfeier an die erste Einkehr in der merkwürdigen Stadt: auf der Schubeise, die zwischen Flucht und Gefängnis lag und von Ostende, Brüssel, Herbestal, Cupen her auch hier Nachsituation machte. Im

heiligen Köln war die vornächste gewesen mit großpreukischem Empfang an der Bahn: fünf Polizisten für mich winziges Kerlchen und gefesselt obenbrein; im Gefängnis schmauzige Unteroftiziere vor allen Zellen. Wie sauber und still war dagegen die entchristete Mainzstadt: der Schubwagen hielt unauffällig vor dem Arrestlokal. Man wurde in bürgerlicher Begleitung zu einer Bibildroschle geführt und fuhr offen, neben sich den leutseligen Transporteur, durch den leuchtenden Abend zum Kerfergasthaus, wo der Aufnahmebeamte lustige Reden führte und dulbete und eine alte sinnige Frau einen heißen Kaffee servierte, der so gut war, daß man nicht schlafen konnte.

Von Frankfurt geht heute die Fahrt durch eine lange Nacht Nordhausen zu. Unterwegs ist schon eine Karte an den Freiburger Gefängnisdirektor geschrieben, daß die Schwester am Nordhäuser Bahnhof mich abholte. Die Karte kommt am Reisezettel in den Kasten und ist eine Lüge. Nur der Schwager wartet in der toten Bahnhofshalle. Er läßt sich nichts merken. Die Straßen sind noch dunkel und ganz still. Das ist die rechte Stunde für Verfluchte. Mir rieselt das Frauen über den Rücken. Muß jeder Gang schwerer werden? Weshalb bin ich hierher gekommen? Ich habe den Verwandten geschrieben, daß ich es nur von der Landstraße her wagen könnte. Aber die Stadt weiß ja nichts von mir. Nur in dem Haus an der Grimmelallee warten die Gespenster: Vater und Mutter, die von Göttingen gekommen sind, um nach acht Jahren ihr traurigstes Kind zu umarmen. Die einzige Schwester, die den Lieblingsbruder als große Hoffnung ihres Lebens gefeiert und ihn nun zehn Jahre lang nicht gesehen hat. Ihre fünf Töchter, von denen die erste so alt ist wie mein Opfer. Wissen die Kinder darum?

Im Hausgang steht die Schwester, mit einem grauen Gesicht wie Frau Sorge. Sie will durch Tapferkeit die Tränen zwingen. Was ist aus dem blühenden Weibe geworden? Die Eltern in der Stube tragen eine starke Seele heiter zur Schau. Sie sind ganz greisenhaft geworden, so klein und vertrocknet, wie Mumien. Der Vater ist ein Bitterkreis und hat Haar und Bart noch wirrer als früher. Mutter schaut durch dicke Brillengläser ganz von innen heraus, als ob die Augen unter einem Glassarg lägen. Auf dem Sofa, in Nachmitteln, hocken wie Orgelpfeifen fünf Mädchen schau und forschend. Des Schwagers Mutter ist auch da und eine ganz fremde Frau für mich.

Ich habe den Nichten nichts mitgebracht. Weil das Geld nimmer langte. Mutter steckt mir draußen eine große Düte zu. Ich soll die Kinder anlügen, das sei von mir. „Das ist für Euch,“ sage ich und helfe mir so mit gequälter Miene.

Die Mädchen sind zur Schule gegangen und der verlorene Sohn darf nun den starken Mann markieren: daß er eine wache Nacht durchfahren kann ohne Beschwerde und in dreihundert Flucht- und Gefängnisnächten fett und rosig geblieben ist. Er war bei der Fremdenlegion und überhaupt eigentlich ein Held.

In dieser Stadt scheine ich einigermachen sicher zu sein. Der Stedbrief gegen mich war in Norddeutschland nur durch Göttinger und Berliner Blätter gegangen. Das Haus der Schwester erreichte nur die Kriminalpolizei und der Briefhabtbesehl. Mein Name scheint noch nicht geschändet in dieser Stadt. Doch die Angst ist auch hier und wagt anfangs nur nächtliche Straken. Auch die Freiheit will geübt sein. Göttingen liegt nahe und mir ist, als ob jedes Kind mein Kainszeichen sähe und jeder Bekannte des Schwagers Mitwisser sein müßte. Anstet sind auch die drei Nordhäuser Wochen. Wo man hingehet, schnüffelt der Bahn, verfolgt und erkannt zu werden. Ruhfam ist nur die Kirche in ihrer dämmerigen Stille, mit dem großen freien Raum für die Seele. Rot lehrt beten und das Zuchtthaus erzieht zur Gottesfurcht. Weil der Glauben an die Welt uns dort verlassen muß. Dem Sträfling war leicht und froh, wenn er im Isolierlasten des Kirchenraums sich verbohren konnte in die köstlichsten Märchen der Menschheit. Das hinkt dem Entlassenen nach wie eine verlebte Gewohnheit. Er krampft sich an himmelferne Trostworte wie jenes, das der Nordhäuser Prediger am ersten Sonntage spricht: Tiefer kann kein Mensch fallen als in Gottes Arme!

Die Eltern und die anderen machen verwunderte Gesichter zu dieser Wandlung und meinen wohl, daß ich zu allem noch ein Heuchler geworden bin. Sie haben mich nicht erzogen in Furcht vor Gott, und daß ich dadurch lernte, jede Autorität zu verachten, rächt sich nun an ihnen selber. Daß ich fehlerhaft und schwach bin, dürfen die Eltern nicht sagen, ohne zu hören, daß ich von ihnen bin. Ich kann dann grimmig werden wie einer, der Rache nimmt an seinen Erzeugern. Jeder Zeugende ist verantwortlich für sein Kind. Die Verworfenheit meines Lebens geht bis vor die Geburt. Der Vater ist der Feind. Was kann ich dafür, daß sein Trieb in mir unselbige Gestalt genommen hat. Es gibt nichts Dümmeres als die Sittlichkeit der Eltern, nachdem sie sich an uns vergangen haben. Wer Kinder in die Welt setzt, muß sie ernähren, erkennen und leiten können. Wie jammervoll hilflos stehen die meisten Väter vor ihren Bildwerken — Künstler und Vandalisten, die zur Rute greifen. Die Mutter war das Opfer, gewiß, und hat in Schmerzen geboren. Aber auch mütterliche Affenliebe ist ein Uebel. Die zärtlichsten Mütter sind gefährlich, wenn sie meinen, sie müßten uns halten in ihrem Schoß, bis sie des Kindes Liebe ganz ausgekostet haben. Auch Mutterliebe ist nichts als der Trieb, die eigenen Sinne zu sättigen. Das alles müssen meine Eltern hören von ihrem Jüngsten,

Als Mutter jetzt zurück muß nach Göttingen, weil sie im Armenhaus Lampenputzerin ist, zieht sie mich in eine dunkle Kammer und weint: „Nun soll ich wieder leben ohne Dich!“ Sie ist wie ein junges Weib, das vom Liebsten Abschied nimmt.

Ich bleibe im Hause des Schwagers, sitze, ohne es zu verdienen, am Tisch und vertilge das Gnadenbrot in großen Portionen. Die Schwester macht kein Hehl aus meiner Gefräßigkeit und hält mich an, für ihren strengen Mann, der nur arbeitende Menschen gelten läßt, kleine Dienste zu tun: Kohlen klopfen, Holz haden und Schweine füttern, die seine Lieblinge sind. Handarbeit und niedrige Verrichtung hat man ja nun gelernt in Freiburg vom Düttenleben und Zellenreinigen und von der Unterjuchungshäufigkeit, wo Schuldige und Unschuldige ihre Kloakenkübel eigens leeren müssen.

Mit den Nichten ist Onkel Hans doch rasch in ein vertrautes Verhältnis gekommen. Wenn auch auf beiden Seiten Mißtrauen lauernd bleibt. Die beiden Aeltesten konnten wohl nicht ganz überhören, was die Eltern seit einem Jahr in Schreden und Entzürstung hielt. Sie sind in einem Alter, die den am Kinde Geheiherten vorsichtig machen gegen die Mädchenpsche, das Feuer fangen kann schon am grünen Holze. Kinder werden im Spiel erobert. Der Onkel tummelt und balgt sich mit den Nichten, zur Kurzweil und Ohnmaßigkeit und weil es die Sinne ableitet von hungrigen Phantasien, die monatelang eingemauert waren und nun nach Erlösung schreien. Die Großmutter schüttelt oft verstoßen den Kopf und warnt ihren Sohn durch Blide, weil Hans so ausgelassen mit den Kindern ist. Abends sitzt er an ihren Betten und hört oder erzählt Geschichten. Die Zweitälteste, die Zwölfjährige, ein schlankes stilles Mädchen von großen Träumen, ist seine Favoritin geworden und möchte geliebt sein.

Eine junge Küchenhelferin aus dem ersten Stod, die schöne Augen und goldglänzende Haare hat, trifft den Hausgast täglich im Keller. Die beiden suchen sich dort. Aber in ihm ist die Starrheit der Menschen, die zur Enthaltbarkeit gezwungen und durch Liebeselend störrisch geworden sind. Bei einem Sonntagstreffen hat er eine Bekannte der Schwester gesehen, ein feines süddeutsches Mädchen, in deren Augen jene Seele liegt, die Unendliches geben kann. Und nun erkenne ich, daß meine Hand sich nicht ausstrecken darf nach einem leuschen Wesen für eheliche Werbung. Dennoch zieht es mich zum Weibe in jeglicher Gestalt, so stark, daß die eigene Schwester von meinem Kusse erschrecken muß.

Neben der Schmach des Gnadenbrotes steht nun die Geldsorge auf. Ende Dezember ist ein für mich beträchtlicher Wechsel der Bonndorfer Hausleute fällig. Den ersten hat der Schwager mit hundert Mark bezahlt. Mein Kredit bei den Verwandten ist erschöpft. Die Eltern haben ihren letzten Sparpfennig geopfert für Pariser Hungertage und die Landstraßenflucht ans Aermelmeer, schon vor der Gefängniszeit. Der Freiburger Bezirksverein für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge deckt den zweiten Wechsel mit einem unverzinslichen Darlehen. Der Waldshuter Altbote, die Freiburger und Frankfurter Zeitung haben kleine Reithonoreare geschickt. Ich kann den Nichten etwas zu Weihnachten kaufen und nach Berlin fahren. Die Weltstadt ist doch der Unterschlupf der Entgleisten. Sie müssen das Meer der Häuser und Menschen suchen, das weit und tief ist im Schweigen. Auch ein zertrümmerstes Schiffelein kann treiben im Sturm. Noch hält uns die Planke. Ein Giland muß doch in der Nähe warten, um Unseligen eine Insel der Seligen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teuerung und die französische Revolution.

ri. Schon in den 1770er Jahren brachen in Frankreich zahlreiche Hungeraufstände aus. 1774 war die Ernte besonders schlecht gewesen, und so kam es im folgenden Jahre zu Plünderungen, bei denen einer der Stadtkommandanten von Dijon jenes Wort sprach, das Volk solle doch Gras fressen. Die Aufständischen aus vielen Orten zogen zusammen nach Versailles, Ludwig XVI. erschien auf dem Balkon des Schlosses und versprach die Herabsetzung des Brotpreises um 2 Sous. Es blieb aber bei dem Versprechen, und die Hungrigen plünderten die Pariser Bäder. Das Militär brachte die Inurrenden Wagen dann zur Ruhe. Aber schon damals erschienen Drohschriften gegen den König, und schon damals versprachen gefälschte Dekrete, der Kornpreis werde heruntergesetzt. Die Hungersnot war allgemein und chronisch, in den Städten wie auf dem Lande. Ein Pariser Industriearbeiter verdiente in vierzehn- oder fünfzehntägiger Arbeitszeit höchstens 30 Sous am Tage. (Der Sou ist heute etwa 4 Pf.) Das Pfund Brot kostete aber selbst in billigen Zeiten 3 Sous. Andere Nahrungsmittel kamen daneben kaum in Betracht. Fleisch schon gar nicht, die Kartoffel war noch unbekannt, und ebenso die meisten Gemüse. Nach der Mißernte des Jahres 1788 stieg der Brotpreis auf 5 Sous, d. h. ein Arbeiter mit vierköpfiger Familie mußte über die Hälfte seines Tagelohnes nur für Brot aufwenden. Die Mißernte und vollends der Beginn der politischen Unruhen hatte aber obendrein massenhafte Arbeiterentlassungen zur Folge. Vom Lande eilten die Bauern nach der mißratenen Ernte von 1788 und dem

daraufliegenden strengen Winter bewaffnet in die Städte, oder sie zwangen die Pächter und die wohlhabenden Landwirte, das Korn zu einem „anständigen Preise“ zu verkaufen. Man erbrach auch die Speicher den Auktäuser und Kornwucherer, und vielfach wurde die drückende Mehlsteuer abgeschafft. Natürlich waren die Mißrenten weder die alleinige Ursache der Hungersnöte, noch waren sie auch nur ein reiner Zufall, eine Folge schlechter Witterung. Das primitive System des Ackerbaues lieferte einen dürftigen Ertrag und bereitete auf dem ausgeplünderten Boden immer schlechtere Ernten vor. Frankreich erntete damals selbst in guten Jahren höchstens 10 Zentner pro Hektar, gegen 30 bis 40 im heutigen Deutschland. Der Zentner wurde auf dem Markte günstigen Falles mit 9 Francs bezahlt, der Bauer bekam aber vom Auktäuser höchstens 5 Francs. Bei einem Grundstück von etwa 12 Hektar erzielte er, wenn er es zur Hälfte mit Weizen bebaute, nur 60 Zentner, von denen die Hälfte dem Grundherrn gehörte. Von den übrigen 30 Zentnern verschlang der eigene Bedarf fast die Hälfte, und der Verkauf des Restes ergab dann höchstens 70 Francs, wenn man den Kirchengebühren noch abzieht. Diese Vereinnahmung aber wurde nun durch die Abgaben aller Art fast gänzlich aufgefressen. Wie es dann in schlechten Jahren wurde, kann man sich leicht ausmalen. Im Frühjahr 1789 war es, wie wir schon sahen, mit der Geburt der Bauern zu Ende. In der Provence kam es zu Revolten, und die Berichte der Beamten sprechen es geradezu aus: „das Volk erklärt, es wolle nichts mehr bezahlen, keine Steuern, keine Abgaben und keine Schulden“. Schon wurden die Schlösser hier und da geplündert, denn gegen Adel und Geistlichkeit war der Zorn des Volkes schon deshalb entbrannt, weil diese Klassen über die Hälfte des Bodens vor den sehenden Augen der Bauern brach liegen ließen. Im Jura plünderte man die Korntransporte, aber die Gerichte weigerten sich, gegen die Plünderer einzuschreiten, und die Offiziere wollten nicht auf das Volk schießen lassen. Seit dem März 1789 wurden überhaupt keine Steuern mehr gezahlt. Auch in der Umgegend von Paris griffen die Bauern zur Selbsthilfe. Sie erlegten Hasen und Kaninchen und schlugen in den Wäldern Holz. In der Hauptstadt selbst kam zu aller Not noch die Arbeitslosigkeit. In den letzten Jahren war sehr viel gebaut worden — Paris hatte gegen 600 000 Einwohner —, und der harte Winter auf 1789 schuf viele Tausende von notgedrungen müßigen Bauhandwerkern. Die Stadtverwaltung ließ Notstandsarbeiten vornehmen, bei denen aber der höchste Tagelohn kaum 20 Sous betrug, wofür man damals nur vier Pfund Brot bekam. Außerdem fanden Zehntausende nicht einmal solche Arbeit, und vom Lande strömten immer neue Scharen herbei. Schon im April kam es zu der „Affaire Réveillon“. Ein Fabrikant dieses Namens, selber ein früherer Arbeiter, wurde geplündert, das Militär griff ein, es kam zur Straßenschlacht, und zweihundert Arbeiterleichen deckten das Pflaster. Aber dieser Aderlaß war ein ebenso schlechtes Mittel gegen die Teuerung wie Neders weiße Salben. Neders hatte im September 1788 die Getreideausfuhr verboten und suchte die Einfuhr durch Prämien zu heben, aber die 70 Millionen, die dafür ausgegeben wurden, stedten die Händler in die Tasche, indem sie das eingeführte Getreide heimlich immer wieder ausführten, um die Prämie nochmals zu verdienen. Am 4. Juli 1789 besaßte sich auch die Nationalversammlung mit der Frage des Kornwuchers, aber die Sache verschwand wieder von der Tagesordnung, weil zugleich Leute ein schlechtes Gewissen hatten. Am 10. Juli wurde ein Schlagbaum angezündet, so daß die Lebensmittel ohne Zahlung des Oktrois eingeführt werden konnten. Andere Schlagbäume folgten. Zugleich wurden Angriffe gegen die Alziseenehmer, die Weinhändler und die Bäckerläden gemacht. Aber schon verlangte das Volk nicht nur Nahrung, der Ruf nach Brot und Waffen ertönte. 50 000 Riften wurden in diesen Tagen vor dem Bastillesturm hergestellt, und in den Straßen verlangte man nachts von den Passanten Geld zum Ankauf von Pulver. Am 13. Juli wird das Kloster Saint-Lazare gestürmt, man führt 52 Karren mit Mehl, die von den Mönchen aufgespeichert waren, nach den Markthallen, wo sie verteilt werden. Auch klopfte man in verschwiegener Nacht an die Türen der reichen Leute und forderie Nahrungsmittel und Waffen. So wurde die Bastille am 14. Juli erobert, und man hat mit Recht gesagt, weit mehr der Hunger als die Freiheitsliebe habe das Volk zum Aufstand getrieben.

Aber von vornherein war es dem Volke nur beschieden, für die Bourgeoisie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die Hungersnot blieb und ist während der ganzen bürgerlichen Revolution kaum jemals aus den Städten verschwunden. So kam es z. B. im Oktober zu jenen Krawallen, bei denen in Paris ein Bäder von alten Frauen getötet wurde, weil er einen Teil seines Vorrates für vornehme Kunden versteckt hielt. Sofort erließ die Nationalversammlung ein Gesetz gegen die Zusammenrottungen. Anderwärts sah das Volk es durch, daß die Stadtverwaltung die Brot- und Fleischpreise beschränkte. Aber das Brot war darum nicht weniger selten. Auf die Nachricht vom Bastillesturm erhob sich Straßburg. Das Rathaus wurde demoliert und die Steuerklasse geplündert. Der Magistrat setzte den Brotpreis auf 2 Sous für das Pfund herab. Aber die Kornpreise stiegen immer höher, so daß schließlich den Bäckern verboten wurde, Kuchen und dergleichen Lederbissen zu backen. Auch in Troves drang das Volk ins Rathaus und bemächtigte sich der Waffen. Der Salzspeicher wurde erbrochen und das Salz für 6 Sous verteilt. In Cherbourg erzwang man die Herabsetzung des Brotpreises durch die Stadtverwaltung, und bald ging es überall ähnlich. Das Volk erreichte in manchen Kommunen schon damals eine Neuregelung der gesamten Steuerverhältnisse, lange bevor die Nationalversammlung zu einschneidenden Maßnahmen Zeit fand.

Nicht anders trieben es die Bauern. Man empfing die Steuererheber mit Knütteln und bestellte auf eigene Faust die Ländereien der Grundherren. Die bäuerliche Erhebung war überhaupt die radikalste. Auch hier war die Steuerung nur äußerer Anlaß. Das Ziel bildete die Abschaffung der Feudallasten und Zehnten, sowie die Aneignung des Bodens. Und dieses Ziel wurde durch die Revolution erreicht. Einweilen machte man sich vielerorts daran, schon im Juli das grüne Korn auf den Feldern zu schneiden, um dem äußersten Hunger zu begegnen. Inzwischen schaffte die Nationalversammlung zwar die Zehnten im Prinzip ab, in Wahrheit aber sollten sie so lange weiter erhoben werden, bis ein Ersatz für sie gefunden wäre. Was das bedeutete, erkennt man aus der Tatsache, daß diese „Zehnten“ oft den vierten Teil aller Ernteerträge ausmachten. Erst 1791 wurden die Bauern von dieser Last befreit.

Am schlimmsten blieb die Steuerung in Paris. Das Volk stand in langen Reihen vor den Bäckereien, aber es fehlte an Mehl. Die ganze Unhaltbarkeit der Agrarwirtschaft des alten Regimes zeigte sich noch einmal aufs fürchterlichste vor dem Zusammenbruch. Das Brot wurde wieder zum Schladhruf, nicht die „Freiheit“. Als die Frauen am 5. Oktober nach Versailles zogen, brachen sie vor Hunger zusammen und verlangten nur Brot. Die 48 Sektionen von Paris, die eine so große Rolle in der Revolution spielten, nahmen auch die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln in die Hand. Die Kommune schuf schon 1790 Unterstützungsanstalten und verwirklichte damit praktisch das Recht auf Arbeit. Sie rüstete die Armee mit allem Bedarf aus und organisierte die Zufuhr und den Verkauf von Brot, regelte die Preise der Lebensmittel und ging sogar daran, die Brachfelder um Paris für Gemüsekultur auszunutzen. Nicht zum wenigsten auf dieser sozialpolitischen und rein wirtschaftlichen Initiative beruhte der gewaltige Einfluß der revolutionären Sektionen, die dadurch das Proletariat, d. h. die kämpfende Masse, hinter sich brachten. Die Kommune von Paris und die Stadtverwaltungen von Lyon, Rouen, Nancy usw. wurden 1791 vom Volke gedrängt, das immer noch zu teure Korn zum Selbstkostenpreise zu liefern und den Händlern feste Preise vorzuschreiben. Aber die bürgerlichen Machthaber ließen das Volk niederknallen, die Reaktion war schon im vollen Gange. Das enttäuschte Volk begann sich vor der Revolution zurückzuziehen, und die Königin konnte am 31. Oktober 1791 mit Recht schreiben, das Volk lese keine Zeitungen mehr, nur Brot und Dekrete (gegen Priester und Emigranten, Dekrete nämlich, die der König nicht sanktionieren wollte) fänden sein Interesse.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Artur Schnitzler: Erzählende Schriften, (S. Fischers Verlag, Berlin). Zu Schnitzlers 50. Geburtstag sind als erste Gabe seiner „Gesammelten Werke“ seine Novellen, Skizzen und Romane in drei starken Bänden herausgekommen. Wer den Dramatiker kennt, kennt auch die Menschenwelt, die den Erzähler beschäftigt. Es ist immer wieder die elegante Wiener Gesellschaft, es sind immer wieder Halbweiberinnen, Offiziere, Studenten, Künstler auch zuweilen — und recht viel Lebemänner mit ihren Liebsleuten, Theaterdamen und „süßen Mädchen“ der Vorstadt. Menschheitsfragen, große Geschehnisse im Spiegel des Völkerebens wirkt Schnitzler nicht auf. Seine Eigenheit ist weniger Tiefe als Feinheit. Als Künstler interessiert ihn und betrachtet er nur das aus Widersprüchen geschlossene Netz des Lebens. In ihm stellt er lebendig die Schürzungen dar, in denen die Verknüpfung von Wahrheit und Lüge besonders klar hervortritt. Was weiter gesehen könnte im guten oder bösen, ob eine Versöhnung möglich wäre — das überläßt er dem Leser, wenn er will, es zu Ende zu denken.

Der Mediziner, der Analytiker hält dem Psychologen und Dichter die Waage. In den meisten Novellen wird mit medizinisch-wissenschaftlichen Problemen experimentiert. Immer ist das Weib als Geliebte, die man kurzerhand „überwindet“, offen herausgesagt, einfach wegschmeißt, wenn man ihrer überdrüssig geworden, der Angelpunkt. Natürlich darf das nicht so aufgefaßt werden, als wenn Schnitzler so dächte; der Dichter ist ja nur das Sprachrohr für die laxen Anschauungen seiner „Helden“. Von diesen „Wiener Frühlings“, die aber samt und sonders der guten Gesellschaft angehören, mit kurzen Worten: von dieser zwischen sentimentaler Lustigkeit und dreckiger Verkommenheit hin und her pendelnden Wiener „Gesellschaft“ der letzten 20, 30 Jahre ist, wenn Schnitzler als Wahrheitsbildner gelten soll, nichts zu erwarten. Sein „Leutnant Gustl“ — das ist nämlich jene Novelle, deren wegen Schnitzler des Offizierscharakters verlustig erklärt wurde — bildet den schärfsten Typ für das männliche Jungwienertum. Bezeichnend für Schnitzler ist wohl, daß er für proletarische Menschen und Zustände wenig übrig hat. Zwei Novellen jedoch ausgenommen. In der Novelle „Der Ehrentag“ wird das tragische Geschick eines ständig seelisch mißhandelten Schauspielers geschildert, dessen starke Begabung in der ihm aufgezwungenen Rolle eines elenden Statisten nicht aufkommen kann. Und in der Erzählung

„Der blinde Geronimo“ sind es zwei Brüder, die als Bettler-Troubadoure von Ort zu Ort ziehen. Beide Erzählungen sind einfach pures Dichtergold, auch hinsichtlich der Herzenswärme dessen, der sie geschaffen.

Schnitzlers Meisterschaft besteht in der kurzen knappen spezifisch österreichischen Dialognovelle. Zwar gehört er nicht zu den bedingungslos Großen; wohl aber ist er ein feiner Psychologe, der auf der Basis einer wurzelechten lyrischen Begabung mit seltener Gestaltungsraft die Erscheinungen seines heimälischen Volkslebens in künstlerische Form zu bannen versteht. Er ist vorzugsweise ein Wiener Totalschilderer, der die für seine Vaterstadt charakteristische Mischung von Frühlingswehmut und sentimentaler Lebenslust mit schärfsten Strichen wiedergibt. Im großen Roman erscheint er weniger kräftig, weil hier sein lyrischer Subjektivismus sich zugunsten objektiver Gestaltung einigen Zwang aufzulegen muß. So mutet der Roman „Der Weg ins Freie“ etwas kleinwienersich-spießbürgerlich an. Vom Sozialismus hat Schnitzler keine blasse Ahnung. Er läßt da eine Jüdin schlankweg gleich Reden halten, Artikel schreiben, ohne sich zu fragen, ob die Sozialdemokratie sofort jedem ideologischen Gewäsche traut oder ob es möglich sei, vor der Partei als Sozialdemokrat zu gelten, wenn man nichts als gewisse Theatereallüren mitbringt. Dieser Roman ist aber doch auch bezeichnend für Schnitzlers Verhalten gegen die semitische Rasse, der er ja selbst angehört. Schnitzler will keine Gemeinschaft weder mit getauften Juden noch Zionisten haben; eher klingt eine antisemitische Note durch. Ausgerechnet ein Baron bildet in dem Gewebe des figurenreichen Ganzen die trostreiche Zukunftsverheißung! Die soziale Entwicklung aber geht andere Wege; sie kennt nur Menschen.

Verkehrswesen.

Die Betriebsmittel der nordamerikanischen Stadtschnellbahnen zeigen, wie „Prometheus“ berichtet, neuerdings von denen der europäischen verschiedene Abweichungen. Während bei den letzteren, wie in Paris, Berlin und Hamburg, nach dem älteren amerikanischen Beispiel nur an den Enden der Seitenwände vier, allerdings reichlich bemessene Türen zum Ein- und Aussteigen vorhanden sind, hat sich diese Anordnung drüben in neuester Zeit auf verkehrreichen Bahnen nicht mehr als ausreichend erwiesen. Es sind daher jetzt dort, und zwar in New York, Boston und Philadelphia, Wagen eingeführt bzw. durch Umbau geschaffen worden, die außer den Seitentüren an den Enden auch noch eine ebenso große Tür in der Mitte jeder Seite aufweisen. Hierdurch wird zweifellos eine Beschleunigung des Verkehrs und eine Verfürgung der Aufenthaltzeit ermöglicht, um so mehr als die Vorschrift besteht: an den Enden einsteigen, in der Mitte aussteigen. Die früher üblichen mittleren Quertüre sind natürlich in Fortfall gekommen, und die Bewegung der Türen, die bei den älteren Wagen vom mitfahrenden Wärter von Hand mittelst Hebelwert geschah, erfolgt jetzt durch Druckluft, wobei als Zeichen zur Abfahrt im Führerstand ein Summen ertönt, wenn die sämtlichen Türen geschlossen sind. Ein durch den ganzen Zug geführter, mittlerer Durchgang erleichtert die Verteilung der Fahrgäste während der Fahrt und bietet auch bei Unfällen eine erhöhte Sicherheit. Die Ausführung der Wagen erfolgt gegenwärtig nur noch in Eisen, und das Holz sowie andere brennbare Stoffe sind auf die allernotwendigste Ausstattung beschränkt.

Mineralogisches.

Der Eisenberg von Mexiko. In der mexikanischen Provinz Durango befindet sich ein Eisenberg, den schon Alexander von Humboldt bei seinem Aufenthalt in Mittelamerika kennen lernte und mit dem Ehrennamen des achten Weltwunders belegte. Der Entdecker dieser Naturmerkwürdigkeit war der Spanier Barquez del Mercado, und nach ihm hat der Berg den Namen Cerro Mercado bis auf den heutigen Tag behalten. Er erhebt sich unvermittelt 120 Meter hoch aus der Ebene und besitzt eine Länge von mehr als zwei Kilometern. Seine Masse besteht aus hochwertigem Eisenerz mit 60 bis 75 vom Hundert reinen Eisens und wird im ganzen auf 500 Millionen Tonnen geschätzt, wobei die unter der Erdoberfläche gelegenen Fortsetzungen des Erzkörpers nicht mitgerechnet sind. Wenn Alexander von Humboldt noch heute lebte, würde er freilich seine Bewunderung für diesen Eisenberg in eine andere Form kleiden, da die gewaltigen, in ganz ähnlicher Form auftretenden Erzberge im nördlichen Skandinavien mindestens einen gleichen Rang in der Liste der Naturwunder einzunehmen berechtigt sind. Sie haben vor dem mexikanischen Nebenbuhler den Vorzug, daß sie jetzt vom Menschen schon sehr lebhaft ausgenutzt werden, während der Cerro Mercado bisher ein gänzlich unbenutzbares Kapital gewesen ist. Die Entlegenheit auf einer Höhe von 2000 Metern Höhe, die von der Küste des Atlantischen Ozeans durch einen Abstand von fast 1000 Kilometern und von dem näheren Gestade des Großen Ozeans durch ein noch höheres Gebirge getrennt wird, hat einen Abbau des Erzes wegen der Schwierigkeit der Verfrachtung verboten. Dazu kommt der Mangel an Brennmaterial, das nur mit großen Kosten zu beschaffen wäre. Vielleicht aber wird der Eisenberg in naher Zukunft doch in Angriff genommen werden, da Durango bald an der Eisenbahnnetz Anschluß erhalten und die Nähe von Wäldern die leicht die Anwendung von Holzkohle gestatten wird.